

III. 76.

Paul Tollkühn

Weil am Rhein

Mit elf Jahren war er in Ostpreußen plötzlich völlig allein

*Paul Tollkühn erzählt eine jener Geschichten, die heutzutage kaum mehr nachzuvollziehen sind. Er wächst bei **Königsberg** in Ostpreußen auf, mit der Mutter und fünf Schwestern, die alle bei der missglückten Flucht vor den Roten Armee im bitterkalten Frühjahr 1945 ums Leben gekommen sind. Er schlägt sich nach **Litauen** durch, wo er bei einem Pfarrer und auf einem Bauernhof lebt – bis 1949, als Deutsche wieder zurück können. In **Berlin** trifft der 15-Jährige seinen Vater wieder, der wie er vergeblich versucht, in der DDR Fuß zu fassen. Eine neue Flucht beginnt, die in **Nordrhein-Westfalen** und in den 60er Jahren in **Südbaden** endet, wo Tollkühn seine zweite Frau und in der Chemiebranche Arbeit fand.*

Damals war's, Kindheit auf der Insel

Ja, damals war's, als wir Kinder noch keinen Krieg kannten. Wir lebten unbesorgt und fast einsam auf der Insel. Der Himmel und das Wasser waren unser Zuhause. Die Wiesen waren zum größten Teil mit Wasser umgeben. Es war eine Insel nur mit Viehwirtschaft. Das Wasser war unser Element. Im Sommer wurden die Kühe von der Grafschaft auf die Insel gebracht. Es war die Grafschaft Friedrichstein, von der Gräfin Dönhoff. So waren auch die Störche bei uns zu Hause. Diese durften bei uns nicht fehlen, denn sie waren ja die Kinderbringer. Wenn der Frühling kam, kamen auch die Störche. So ist mir bekannt, man begann zu rufen: „Storch, Storch, Guter, bring mir einen Bruder“ oder „Storch, Storch, Bester, bring mir eine Schwester“.

Wir waren fünf Geschwister. Um in die Schule zu gelangen, hatten wir einen Fußweg von sechs Kilometern. Auf diesem Schulweg war Blumen pflücken unsere liebste Beschäftigung. Es gab eine Fülle von Blumen auf unserer Insel. Auch die Wintermonate hatten ihren Reiz, weil dann alles zugefroren war und man die Insel kreuz und quer durchlaufen konnte. Das Schlittschuhlaufen war somit unser Wintersport. Kilometerlang konnten wir den Fluß hinauf und hinab laufen. Eishockey spielten wir Jungens mit einer Schuhcremdose.

Sehr interessant für uns waren die Eisbrecher. Diese hatten die Aufgabe, die Fahrinne mitten im Fluß offen zu halten, damit der Transport von Gütern für die Stadt Königsberg gesichert wurde. Bei immer stärker werdendem Frost wurde der Schiffsverkehr eingestellt. Wenn die Eisbrecher kamen, gab es immer einen Krach mit Hupen und Eisbreche. Diese Töne sind heute noch im Ohr.

Im Sommer war das Treiben auf dem Fluß sehr aufregend. Ständig kamen Passagierschiffe, Transportschiffe. Im Dezember 1944 und Januar 1945 fuhren sogar kleinere Kriegsschiffe Richtung Königsberg. Diese kamen auf der Deime herunter und dann dem Pregel entlang. In den Sommermonaten wurde auch sehr viel Holz geflößt, welches hauptsächlich aus Russland kam. In der Stadt gab es die Zellelosefabrik.

Am meisten bewunderte ich die Flößer, welche die Flöße zu steuern hatten. Die Flöße konnten bis zu einem Kilometer lang sein, und da der Fluß sehr kurvenreich war, war die Steuerung von großer Bedeutung. Es erforderte viel Geschicklichkeit, solch ein Floß zu führen. Im Frühjahr bei der Schneeschmelze gab es ständig Hochwasser, dann waren die Wiesen und Fluren voll unter Wasser. Die Kähne wurden an den Haustüren angebunden, so brauchte man nur von der Haustüre in den Kahn zu steigen und ab ging die Fahrt quer über die Insel. Auch in die Schule fuhr man damit.

Da sie wie schon erwähnt sechs Kilometer von der Insel entfernt lag, fuhr man ein Drittel mit dem Kahn zur Schule. In den Sommermonaten war der Schulweg umständlicher, dann mußte man die Insel zum Teil umgehen, da sich in der Mitte der Insel noch ein See befand. Da die Insel zwischen zwei Flußarmen lag, mußte man stets einen Flußarm überqueren. Da mußte dann unser Nachbar helfen.

Morgens um halb sieben Uhr gingen wir aus dem Haus. Leider kamen wir zu spät, weil getrödelt wurde. Selten waren wir pünktlich um 8 Uhr in der Schule. Dann haben wir uns unter der Treppe versteckt bis zur ersten Pause. Manchmal schliefen wir ein und wurden von anderen Kindern gefunden und geweckt. Au dem Nachhauseweg wurden wir wieder müde, dann legten wir uns einfach in das Gras und schliefen ein.

Mutter zu Hause wartete mit dem Essen, und wir kamen nicht. Meistens machte Mutter sich dann Sorgen und hatte auch Angst. Wir aber kamen später fröhlich und ausgeschlafen nach Hause. Auf der Insel hatten wir viel Zeit und auch Freiheit.

Im Winter gab es da noch die Eisfischerei. Diese ist auch interessant zu erwähnen. Mein Vater und die Nachbarn haben auf dem Fluß in bestimmten Abständen große Löcher ins Eis geschlagen, um damit die Netze unter das Eis zu bringen. Durch lange Stangen wurden die Netze dann weiter transportiert. Nach bestimmten Längen wurden die Netze dann an die Eisoberfläche geholt und der Fischfang war gesichert. Für uns Kinder war das immer ein großes Erlebnis.

In den Sommermonaten fuhr man mit den Booten zum Fische fangen. Auch da gab es große Zugnetze. Diese wurden dann vom Kahn aus im Wasser ausgebreitet. Mit zwei Kähnen wurde das Netz dann über die Flußbreite bis zu einer gewissen Entfernung gezogen. Dann kamen die Kähne wieder zusammen und der Fischfang war beendet. Der Fischfang war der Hauptverdienst und der Lebensunterhalt. Mit Kriegsbeginn im Jahre 1939 hatte die Fischerei auch ihr Ende gefunden. Mein Vater wurde Soldat.

Sonst gab es auf der Insel nur die Weidewirtschaft von der Grafschaft in unserer Nähe. Die Kühe wurden zu den Wiesen gebracht, wo sie auch gemolken wurden. Diese waren Tag und Nacht auf der Weide. So war es auch für uns manchmal ein Glück, wenn wir mitfahren durften, wenn die Schweizer gerade mit dem Melken fertig geworden waren. Zur Schule von der Grafschaft aus gesehen mußten

wir immer einen Berghang hinaufgehen. Dieses Gelände nannten wir die Schar. Es war der Steilhang zu der Flussniederung.

Auf der Grafschaft gab es bereits Gefangene. Wir als Kinder mußten immer an diesem Gebäude, in welchen die Gefangenen waren, vorbei. Dann wurden uns von den Gefangenen Spielzeug angeboten, welches sie in ihrer Freizeit gebastelt haben. Ob sie diese Spielsachen für Essen anboten, weiß ich nicht mehr. Ansonsten hatten es die Gefangenen auf dem Gutshof der Grafschaft sehr gut.

Ab 1944 gab es dann schon ab und zu Fliegeralarm. Wenn Bomben gefallen waren, hatten wir am nächsten Tage keine oder erst später Schule. Das Gelände wurde dann erst auf eventuell gefallene Bomben abgesucht. Ganz bewußt habe ich den Bombenangriff Ende August 1944 auf unsere Kreisstadt miterlebt. Unsere Kreisstadt war etwa 20 Kilometer von uns entfernt. Da die Flugzeuge in der Nacht kamen und ihre „Tannenbäume“ über der Stadt absetzten, war es auch bei uns so hell wie am Tage.

Auf der Insel ließ es sich sehr gut Leben. Am Samstag abend konnten wir dann das Läuten einer zehn Kilometer entfernten Kirche hören. Da diese Kirche auf dem Berge stand, schallten die Glocken durch die ganze Flußniederung. So waren sie auch bei uns klar und deutlich zu hören, man konnte meinen, sie wären direkt in der Nachbarschaft.

1945 fand dann alles jäh ein Ende. Die Flußniederung und die Insel ist heute ein Niemandsland. Alle Häuser und Höfe sind niedergebrannt. Was übrig geblieben war an Baumaterialien, wurde abgetragen und anderweitig verwendet. Die Insel ist jetzt ein schwimmender Teppich. Der Fluß ist nun voll mit Umkraut, früher war er einer der meistbefahrenen Flüsse Ostpreußens. Wie es heute dort aussieht, konnte ich bei Reisen 1992 und 1994 feststellen.

Heimat und Vertreibung

Im Juni 1934 kam ich in der Pregelniederung auf der Insel Spohr zur Welt. Ich war der einzige Junge. Meine Geschwister waren fünf Mädchen, die Jahrgänge 1932, 1936, 1938, 1940 und 1944. Zur Schule mußten wir in das 6 Km entfernte Löwenhagen. Ende September / Oktober 1944 endete die Schulzeit, da die Schule mit Vertriebenen und Flüchtlingen aus dem nahe gelegenen Grenzgebiet belegt wurde, bedingt durch die herannahende Front. Wir konnten das Dröhnen der Geschütze hören, obwohl die Front ca 120 Km entfernt war. Uns Kinder hat dies nicht weiter gestört, weil man gar nicht wusste, um was es geht.

Das Wort Krieg hatte für uns keine Bedeutung. Dafür war ich noch zu jung. Ich habe aber die Bombennächte auf die Stadt Königsberg bewußt erlebt, welche am 28. und 30 August 1944 stattfanden, waren es doch nur 20 Km Entfernung. Wenn zu der Zeit Mutter vielleicht auch schon von Flucht gesprochen hat, so war dies kein Begriff für uns Kinder.

Das änderte sich schlagartig Ende Januar 1945. An einen Donnerstag ging unsere Nachbarin noch nach Löwenhagen, um Butter in die Ladengeschäfte zu bringen, doch das Dorf war bereits geräumt. So erhielten wir die Kunde zur Flucht zu spät. Wir wollten am selben Tag fliehen. Doch es war zu spät. Als wir uns für die Flucht vorbereiteten mit unseren Nachbarn, wurden wir bereits von russischen Jägern beschossen. Am Abend kamen noch deutsche Soldaten. Meine Mutter meinte, sie könnten noch bei uns übernachten. Die Soldaten lehnten ab, weil ihnen der Russe schon auf den Fersen war. Am nächsten Tage versuchten wir, noch einmal zu flüchten, aber da wurden wir wieder beschossen.

Nur Zwei Stunden später war der Russe da, so war unsere Flucht beendet, bevor sie überhaupt begonnen hatte. Unsere Flucht sollte dem Pregel entlang gehen zur Stadt. Der Pregel, unser Fluß, war zu der Zeit sehr stark zugefroren, so dass darauf eine Flucht möglich war. Die ersten Russen kamen von Löwenhagen her. Diese gingen aber zu unseren Nachbarn, was ich dann neugierig beobachtete. Ich hatte gemeint, es seien nochmals deutsche Soldaten, dabei waren es die ersten Russen. Dann bekam ich es mit der Angst zu tun und bin schnell nach Hause gelaufen.

Danach ging es Schlag auf Schlag, immer mehr Russen kamen. Innerhalb einer Woche wurde alles geplündert, auch von Russinen, welche als Nachschub und Betreuung dienten. Alles wurde durchwühlt und zu den Fenstern hinausgeworfen. Die ersten Russen beschlagnahmten sofort die Pferde von unseren Nachbarn, wir selbst hatten keine.

Eine Woche später wurden wir zu einem Treck zusammen getrieben. Es wurden Menschen von den umliegenden Gehöften bei unseren Nachbarn zu diesem Treck gesammelt. Somit begann unser Leidensweg von der Insel Spohr zu einem unbekanntem Ziel. Unser Weg führte über Seewiesen - Friedrichstein - Löwenhagen bis zur ersten Übernachtung in Fuchsberg. Am nächsten Tage ging es weiter bis Groß Lindenau - immer einer ungewissen Zukunft entgegen in Richtung Osten.

Welche Städte und Dörfer wir durchfahren haben, weiß ich nicht mehr. In einem Dorf fand ein längerer Aufenthalt statt. Es war kurz vor Ostern. Welcher Namen dieses Dorf hatte, ist mir leider total entfallen. Ich kann mich deshalb so gut daran erinnern, weil es kurz vor Ostern war. Mutter hatte zu Ostern noch einen Kuchen gebacken. Doch ganz unverhofft mussten wir zwei Tage später das Dorf verlassen. Zwischendurch fuhren wir auch einmal mit dem Lastwagen.

Bei der Eile in der Frühe blieb alles, was man hatte, liegen, so auch alle unsere Fotos von der Familie. Diese lagen auf einer Fensterbank. Wer war über Ostern in diesem Hause und hat vielleicht die Bilder gesehen oder auch an sich genommen? Es waren Bilder mit folgenden Motiven! Einmal die Insel, das weite sichtbare Land, an einem Zaun stand meine Familie. Ich selber sitze auf einem dieser Zaunpfosten, meine Mutter und Geschwister daneben. Soweit noch in Erinnerung, müssen auch Soldaten dabei gewesen sein. Die Bilder müssen im Herbst aufgenommen worden sein. Der Zaun war ein Staketenzaun. Im Hintergrund ist zur linken Seite Buschwerk, zur rechten Seite die Insel sichtbar. So besitze ich heute kein einziges Bild mehr von meiner Familie aus der damaligen Zeit.

Auf unserer Flucht in Richtung Osten erreichten wir schließlich das Dorf mit den Namen Kiesdorf bei Schlossberg, früher hatte das Dorf den Namen Uschpiaunen, Schloßberg hieß Pillkallen. In Kiesdorf war dann unser Leidensweg zu Ende, oder er begann erst richtig. Es war inzwischen Mitte April geworden. Meine jüngste Schwester hatte am 21. April ihren ersten Geburtstag, am 28. April ist sie dann an Unterernährung oder noch anderer Krankheit verstorben. Meine Mutter verstarb als nächstes Anfang Mai 1945. Beide habe ich mit eigenen Händen, natürlich mit Hilfe, auf dem Kiesdorfer Friedhof beerdigt.

Nachdem ich und meine Geschwister alleine waren, wurden wir in ein Kinderheim in der Stadt Schloßberg gebracht. Dieses Heim bestand aus zwei Wohnblöcken an gegenüberliegenden Straßenseiten. Es waren zweistöckige Häuser. In diesem Kinderheim starben sehr viele Kinder, auch zwei meiner Geschwister. Meine dritte Schwester soll angeblich im Krankenhaus verstorben sein, die Umstände sind bis heute nicht klar. Nachforschungen ergaben keinen Beweis, daß meine Schwester auch tatsächlich verstorben ist. Ich bekam die Antwort, sie sei verstorben und in einen der umliegenden Schützengräben beerdigt?

Jetzt wußte ich, daß ich alleine war. Alle meine Geschwister sind tot. Zu der Zeit des großen Sterbens in dem Kinderheim herrschte starker Frost, und wir noch gesunden Jungens mußten Hilfe leisten bei diesen Beerdigungen. So wurden Gräber geschaufelt bei stark gefrorenen Boden - zehn bis zwanzig Zentimeter tief, worin dann die Toten gelegt wurden, abgedeckt mit den stark gefrorenen Erdklumpen. So erging es auch meinen beiden Schwestern. Nach dem angeblichen Tod meiner Schwester im Krankenhaus habe ich auch keine weiteren Nachforschungen mehr unternommen. Irgendwie war dann damals die Sache für mich abgeschlossen. J

Jetzt bist du alleine, dachte ich und habe das Kinderheim verlassen. Ich bin dann nach Kiesdorf gegangen, um eine Frau mit ihrem Kind zu besuchen, welche uns in der Zeit in Kiesdorf sehr beigestanden hatte. Es wird ein innerlicher Drang gewesen sein, weil man bei dieser Frau irgend wie einen Schutz gesucht hat. Ich weiß es nicht! Diese Frau war mit ihrer Tochter jedoch in die Stadt gezogen. Ich konnte sie aber trotzdem einmal besuchen. Anschließend bin ich in das Heim zurückgekehrt.

Im Kinderheim gab es auch manche Erlebnisse. Da das Essen im Kinderheim sehr dürrig war und wir Kinder ständig Hunger hatten, faßte ich den Entschluß, in der Nacht Kartoffeln zu stehlen. Ich wußte von der Arbeit her, wo es welche gab. So ging ich in der Nacht zu einem bestimmten Haus. Im Hause oben waren die Russen am Feiern, und unten im Keller sollten die Kartoffeln sein. Leider fand ich keine Kartoffeln, sondern nur Mohrrüben, aber auch diese wurden mitgenommen. Auf dem Nachhauseweg wurde ich von einem Russen angehalten mit der Frage, woher ich komme. Ich antwortete, ich sei bei Bekannten gewesen. Frage und Antwort geschahen bereits in Russisch. Daraufhin durfte ich weitergehen.

Am anderen Morgen mußte ich dann zur Leitung des Kinderheimes, weil ich von Mitbewohnern verraten worden bin. Dieser Diebstahl blieb jedoch ohne Folgen, da die Verwaltung noch in deutscher Hand war und von einer Diakonisse geführt wurde - ich habe leider ihren Namen vergessen. Dieser Name könnte heute noch von Bedeutung sein, besonders bei Suchmeldungen und Suchangelegenheiten. Wer könnte sich noch erinnern?

Ein anderes Mal durchstöberten wir die Gärten und entdeckten einen großen Kohlkopf - in Wirklichkeit war es ein Wespennest. Vor Freude über den Fund habe ich danach gegriffen, sogleich umschwirrten mich die Wespen. Natürlich habe ich etliche Stiche abbekommen, welche im Heim zum Glück sofort behandelt wurden.

Wir Jungen wurden zu allen notwendigen Arbeiten herangezogen. So mußten wir auch im Winter für Wasser sorgen, im Heim hat es wohl kein Wasser gegeben. Wir ältere Jungen mussten einen Holztankwagen zum Wasser holen von Hand fahren. Da dieser aber durch das Anfrieren der Eisenräder schwer fortzubewegen war, wurde alle Kraft eingesetzt und in die Speichen gegriffen. Dadurch zog ich mir einen leichten Leistenbruch zu. Zu der Erntezeit wurden wir ebenfalls eingesetzt. Wir wurden den einzelnen Dörfern zugeteilt, um die noch 1944 ausgesäte Saat 1945 einzubringen. Es war alles Handarbeit.

Im Sommer 1946 wurde ich dann in ein anderes Kinderheim verlegt, der Grund das Alter. So kam ich in das Kinderheim Budwethen (Altenkirch) Kreis Tilsit-Ragnit. Dort begann auch wieder die Schule. Dieses Kinderheim unterstand bereits der russischen Verwaltung, infolgedessen hatten wir auch russische Lehrer. So wurde uns auch sofort die russische Sprache als Hauptfach gelehrt.

Mit einem Male hatte ich keine Lust mehr, in die Schule zu gehen, und meldete mich krank. Daraufhin erschien der Leiter des Kinderheimes mit einem Arzt. Als dieser feststellte, daß ich gar nicht krank bin, hieß es; ab in die Schule! Ich entschloß mich, das Kinderheim zu verlassen. So bin ich am nächsten Morgen statt in die Schule zu gehen abgehauen. Ich habe dazu einen anderen Weg eingeschlagen, damit ich nicht so schnell zu finden war. Bin an dem Tage bei einem Meter Schnee noch etwa Zehn Kilometer gegangen. Dieses geschah etwa Anfang März des Jahres 1947.

Mein Ziel war nach Hause zu der Insel Spohr, wo ich geboren wurde. Auch wenn es dort nichts mehr gab, der Drang dahin war höchstwahrscheinlich zu groß. Übernachtet wurde bei dieser Wanderung immer bei Deutschen, welche in den Dörfern noch verstreut leben durften. Auf der Strasse Richtung Insterburg kam ich durch ein Dorf, wo sich auch ein Kinderheim befand. Dieses konnte ich an Hand der Kleidung feststellen, welche wir auch in Budwethen bekommen hatten. Deshalb bin ich schnell weiter gegangen. Dieses Kinderheim war in der Stadt Schillen, es könnte auch Keuzingen gewesen sein?

So zog ich weiter meine Straße Richtung Insterburg, allerdings ohne es zu wissen. Als unterwegs sich ein Lastwagen näherte, versuchte ich, ihn anzuhalten, was auch geschah. Allerdings sagte der Russe nein. Als ich dann zu weinen begann, hatte er Mitleid mit mir, und ich durfte bis Insterburg mitfahren.

Dort in Insterburg fand ich dann wieder Deutsche, welche in Kellern hausten, denn als Wohnung konnte man diese Kellerwohnungen nicht bezeichnen. Oben war ja alles Ruinen. In solch einem Keller konnte ich dann bei Deutschen übernachten. Bei Gesprächen darüber, wohin ich wollte, sagte ich: Nach Hause, doch man hat mir geraten, nach Litauen zu gehen. Dies tat ich am nächsten Tage.

Mit einem Güterzug fuhr ich in Richtung Grenze Deutschland-Litauen. Man mußte sich verstecken, um nicht entdeckt zu werden. Als ich dann die Litauischen Namen gelesen habe, wusste ich, ich bin in Litauen. Ich war in der Stadt Kybartus. Von da aus begann dann mein Bettelweg von Haus zu Haus, ohne Ziel und Orientierung. Wohin der Weg auch führte, es ging ums reine Überleben. So zog ich meine Straße von Ort zu Ort, von Stadt zu Stadt. Es waren die Städte Willkawischken, Pillwischken, Marjampol - die einzelnen Dörfer weiß ich nicht mehr.

Unterwegs begegnete ich ab und zu schon Deutschen, sie waren Einwohner dort, man nannte sie Volksdeutsche. Bei meiner ganzen Bettelei gab es immer etwas. Je tiefer man in das Land hineinkam, umso besser wurde es. Aber nicht überall. So erlebte ich auch, als ich um ein Stück Brot bat, daß ich zur Antwort bekam: „Gehe zu Hitler, er wird dir Brot geben.“ Bei meiner Wanderung traf ich dann Deutsche, die mir den Tipp gaben, ich solle nach dem Kirchdorf Iglaukos gehen, dort gebe es einen Pfarrer, welcher die deutsche Sprache erlernen möchte.

Nun hatte ich ein Ziel. Der Pfarrer hat mich dann aufgenommen. Etwa Sechzig Km war ich nun ins Landesinnere vorgedrungen. In dieser katholischen Gemeinde wurde ich später mit als Messdiener eingesetzt. Der Pfarrer lernte von mir die deutsche Sprache. Unterhalten konnten wir uns bereits. Deutsch war schon von großem Vorteil für mich. Wie lange ich in dieser Gemeinde war, weiß ich heute nicht mehr. Dies geschah alles im Jahre 1947. Die litauische Miliz wurde immer schärfer. Sie hatten erfahren, daß sich bei dem Pfarrer ein Deutscher befindet. Es sollten ja alle registriert werden, um Steuern zu zahlen. Wer wollte das schon!

In der Zeit bei dem Pfarrer bekam ich eines Tages den Auftrag, eine Katze in ein Dorf zu bringen zu einem Bauern, welcher später mein Brotgeber wurde. Dieses Dorf hatte den Namen Schlavanschiu, der Name des Bauern war Teresewitschius. Der Weg wurde mir genau beschrieben. Die Bauernhöfe in den Dörfern liegen alle verstreut. In diesem Dorf befand sich eine Schmiede. Dort fragte ich nach dem Bauern Teresewitschius. Was war ich erstaunt, als ich die Antwort auf Deutsch erhielt. Es waren Volksdeutsche, welche dort ihre Heimat gefunden hatten. Heute leben sie bei Hanau.

Es war eine Familie mit zwei Töchtern und zwei Söhnen. Der Vater mit den Söhnen betrieb eine Schmiede, die Mutter mit den Töchtern hatte eine Schneiderei. Sie zeigten mir auch, wo ich bei dem Bauern die Katze abliefern konnte. Nachdem es in der Kirchengemeinde mit der Milizpolizei immer

gefährlicher wurde, mußte ich die Stelle bei dem Pfarrer verlassen. Wohin? Ich begab mich wieder in das Dorf, wohin ich die Katze gebracht hatte. Durch Vermittlung der Familie Weiher durfte ich dann in diesem Dorf einem Bauern die Schafe und Schweine hüten. Es war der Nachbar, zu welchem ich die Katze gebracht hatte. Der Bauer Teresewitschius hatte keine eigenen Kinder, nur reine Nichte, welche mit auf dem Hof arbeitete. Diese Bauersleute waren auch schon recht alt.

Nachdem ich bei den Bauern, für die ich die Schafe und Schweine gehütet hatte, wieder gehen konnte, durfte ich bei den Bauern Teresewitschius als Knecht in der Landwirtschaft arbeiten. Hier durfte ich bis zu meinem Weggang im Monat Mai des Jahres 1949 bleiben. So wurde ich da wie ein eigenes Kind behandelt. In dieser Gegend gab es damals noch keinen Strom. Alles wurde mit Hand oder Pferdekraft betrieben. Ob es nun das Dreschen des Getreides war oder das Mahlen von Getreide zu Mehl. Dafür gab es das Roßwerk, welches von Pferden im Kreise herum getrieben wurde. Auch die Feldarbeit hatte ich zum Teil zu erledigen, Pflügen und Eggen, aber auch das Mähen mit der Sense.

Auf dem Bauernhof gab es immer genügend Arbeit. Im Winter wurden im Wald Bäume gefällt, um Brennholz für das nächste Jahr zu beschaffen.

Einmal im Monat fuhr man in die Kreisstadt Marjampol. Dort wurden Schweine Hühner, Getreide – alles, was die Landwirtschaft produzierte, auf dem Markt verkauft. Eingekauft wurden dafür dann Geräte sowie Gegenstände, welche es auf dem Lande nicht gab. Von Zeit zu Zeit in den Wintermonaten fuhr man auch zur Ölmühle, da in Litauen sehr viel Leinen angebaut wurde auch für Textilien. Der Samen wurde dann zu Speiseöl verarbeitet.

Zu der Zeit hatte ich viel Kontakt mit Familie Weiher, da sprachen wir immer Deutsch, während bei Weihers Bauern Litauisch geredet wurde. Diese Sprache habe ich mir schnell angeeignet. Diese Familie hat mir sehr geholfen. So Vergingen die Jahre.

Im Frühjahr 1949 kam eine deutsche Frau mit ihrem Kind durch das Dorf und erzählte, alle Deutschen könnten jetzt nach Hause fahren. Die Zeit wurde immer gefährlicher. 1948 habe ich die große Verschleppung der Litauer nach Russland miterleben müsse. Auch Verwandtschaft meines Bauern mußte nach Russland. Diese kamen in die Stadt Omsk – Tomsk. In aller Frühe war die Miliz gekommen, der Pferdewagen mußte angespannt werden, damit etliche Möbel, natürlich nur das Notwendigste, mitgenommen konnte. Danach fuhr man zur Stadt Marjampol, wo alles in die Bahn verladen wurde. So wurden die Menschen nach Russland befördert.

1949 wurde die Situation immer brenzlicher - auch für mich. So mußte ich eine gefährliche Situation miterleben. Sobald bekannt wurde, die Miliz sei wieder einmal im Anmarsch, wurde vieles versteckt, und jeder war auf die Situation vorbereitet. An einem Tag war mein Bauer nicht zu Hause, nur ich war alleine auf dem Hof. Es gab ja die Mund-zu-Mund-Propaganda, deshalb dachte ich, ich brauche keine Angst zu haben, zumal ich ja inzwischen die litauische Sprache sehr gut beherrschte. Als nun die Miliz erschien und ich nach dem Bauern gefragt wurde, gab ich auf Litauisch Antwort. Die Miliz merkte aber

doch an der Aussprache, daß ich kein Litauer sei. Sie sagten mir direkt auf den Kopf zu: „Tu Prussas“, das heißt: Du bist ein Deutscher.

Darauf bekam ich es doch mit der Angst zu tun und begann zu weinen. Ich wurde in Ruhe gelassen, nicht aber der Bauer. Ständig fanden nun Besuche der Miliz statt. Der Bauer hätte mich behalten können, wenn er mich angemeldet hätte und ich ein litauischer Bürger geworden wäre. Zu der damaligen Zeit gab es auch viel Widerstand gegen das kommunistische Regime. Es waren Bauernsöhne, Arbeiter, angeblich auch Deutsche, welche sich als Partisanen in den Wäldern versteckten. Am Tage waren es die braven Mitbürger, und des Nachts operierten sie als Partisanen. Auch Verwandtschaft meines Bauern war dabei, von der Nichte, die ja auch bei dem Bauern war, waren es zwei Brüder.

Ich selbst habe dies damals nicht erfahren. Nur hat mich manchmal dieses und jenes gewundert, wenn morgens Geschirr herum stand, was am Abend zuvor nicht der Fall war. Manches ist mir aufgefallen. Es wurde nie darüber gesprochen. Die Leute kamen nachts, um Verpflegung zu holen. 1948/49 wurde der Widerstand durch verstärkte Miliz und russisches Militär fast ausgerottet. Die erschossenen Partisanen wurden dann an die Straßenränder zur Abschreckung gelegt.

Das alles habe ich später durch die Familie Weiher erfahren. Bei meinem Bauern wurde später ein großes Kreuz am Straßenrand zum Gedenken aufgestellt. Wenn der Bauer gefragt wurde, weshalb das Kreuz aufgestellt wurde, war die Antwort, in Simna sei Verwandtschaft verstorben. Die Nichte, welche ja bei dem Bauern warm stammte aus Simna. Dort war ihr Elternhaus. Auch heute lebt sie wieder in Simna. So war diese Erklärung mit dem Kreuz glaubwürdig. Heute gibt es den Bauernhof nicht mehr. Dieser wurde in den 50er/60er Jahren total abgerissen, nachdem die alten Bauersleute verstorben waren und kein Erbe für den Hof da war. Die Nichte hat in Simna geheiratet. Sie besitzt heute in Simna einen eigenen Bauernhof.

Nachdem ich 1949 den Bauern verlassen musste, ging ich mit dieser Frau, welche im Frühjahr schon einmal in diesem Dorf erschienen war, nach Marjampol, um nach Deutschland zu können. Von dort fuhren wir mit dem Zug nach Königsberg. In Königsberg kam ich dann in ein Lager: Königsberg Juditten. Dieses Lager war mit Kriegsgefangenen und Zivilisten belegt, darunter auch Waisenkinder, zu letzteren gehörte ich. In Königsberg wurden wir zur Arbeit herangezogen. Zuerst war ich bei der Feuerwehr, danach als Ofensetzer, anschließend beim Straßenbau, waren doch fast alle Straßen durch die Kriegseinwirkungen total zerstört. Zu der Erntezeit wurden wir dann aufs Land gebracht. Soviel ich mich erinnere, war ich im Kreis Wehlau zum Ernteeinsatz.

Im Monat August wurden die Kriegsgefangenen nach Deutschland gebracht. Wir als Waisenkinder und andere Zivilisten wurden in der Elchniederung eingesetzt. Unsere Arbeit war das Reinigen von Kanälen, welche 1945 durch Überschwemmung total zugewachsen waren. Ich war im Lager in Kalliningken (Herdenau). Dort bekam ich ein Pferdegespann mit Wagen, um täglich zur Arbeit zu fahren. Dieses Lager war ein großer Bauernhof. Unsere Arbeit wurde bezahlt. Zusätzlich erhielten wir

Waschmittel, also Seife, Waschpulver oder auch Creme. Vor dem Lager kamen die Russenfrauen mit Milchprodukten. Man konnte kaufen oder auch eintauschen: Seife für Milch, Waschpulver für Käse.

Nachdem die Arbeit beendet war, wurde das Lager völlig unerwartet aufgelöst. Mit LKWs wurden wir zurück nach Königsberg gebracht, allerdings nicht mehr in ein Lager, sondern sofort zum Güterbahnhof. Dort wurden wir in Güterwagen verladen für die Ausweisung aus Ostpreußen. So gelangten wir nach einer bestimmten Zeit in das Quarantänelager Wolfen Kreis Bitterfeld, DDR. Während der Fahrt durch Polen wurden wir immer wieder aus den Waggons gezerrt, damit uns die Polen unser letztes Hab und Gut wegnehmen konnten.

In Wolfen wurden wir in Quarantäne genommen. Alle wurden registriert, es fand eine vollkommene Aufnahme aller Eingereisten statt. Wer Angehörige hatte oder bereits mit Verwandten in Kontakt stand, der durfte zwecks Familienzusammenführung sofort weiterreisen. Ich selber hatte noch die Anschrift meiner Tante im Gedächtnis. Sie war eine Schwester meiner Mutter und wohnte in Berlin. Höchstwahrscheinlich hatte Mutter uns diese Anschrift eingeprägt. Es sollte wohl nach der Flucht unser Treffpunkt werden. So habe ich nach Berlin geschrieben, sie hat auch meine Post erhalten. Allerdings wurde ihr die Post nachgeschickt.

Im alten Stadtteil war sie ausgebombt worden und wohnte nun in einem anderen Stadtteil. Mein Vater hatte bereits Kontakt mit ihr aufgenommen. Niemand wusste, ob überhaupt noch jemand am Leben war. Bereits 1947 bestand die Möglichkeit, Post in die damalige DDR zu schreiben. Dieses habe ich auch getan, allerdings durch mein Abgehen aus dem Waisenhaus im März 1947 war jeder Kontakt verloren gegangen. Diese Post hat auch meine Tante in Berlin erhalten. So wußte nun mein Vater, daß von seiner Familie nur noch ich am Leben geblieben bin. Er hat über das Rote Kreuz alle Hebel in Bewegung gesetzt, damit ich mit ausreisen durfte, denn 1947 wurden fast alle Waisenkinder in die damalige DDR gebracht. Leider war die Bemühung umsonst, da ich 1947 nach Litauen gegangen bzw. So war ich spurlos verschwunden, und mein Vater war der Ansicht, dass auch ich verstorben sei!

Umso größer war die Überraschung, als 1949 mein Vater die Nachricht erhielt, dass ich im Lager Wolfen bei Bitterfeld sei. Mein Vater ist dann sofort in das Lager gefahren, leider umsonst. Ich war mittlerweile über Halle an der Saale nach Halberstadt gebracht worden. Da ich damals als Waisenkind galt, kam ich in ein Lehrlingswohnheim. Mein Vater ist mir dann bis Halberstadt nachgefahren. Am 18. Dezember 1949 konnte ich ihn dann in die Arme schließen. Wir fuhren sofort nach Berlin. Hier endete dann auch meine Odyssee.

Mein weiterer Lebenslauf ab 1949 bis zum 31. Dezember 1999

*-

Nachdem ich am 18. Dezember 1949 meinen Vater wieder gefunden hatte, begann für mich wieder ein geregelter Lebenslauf. Mein Vater hatte mittlerweile einen festen Wohnsitz. Da mein Vater von Beruf Fischermeister war, hatte er den Maxsee, welcher bei Müncheberg liegt, gepachtet. Dorthin kam ich von Berlin. In Hoppegarten bei Müncheberg wurde ich nochmals eingeschult. Die Schule besuchte ich

dann nur noch ein halbes Jahr, wegen des Alters mußte ich die Schule beenden. Der Konfirmandenunterricht dauerte bis 1951. Ich wurde dann am 6.5. 1951 zu Hoppegarten konfirmiert.

Mein weiterer Weg war die Landwirtschaft bei einem Großbauern in Buchholz bei Fürstenwalde. Nachdem ich 1949 zu meinen Vater gekommen war, mußte ich etliche Eidesstattliche Erklärungen abgeben, so zum Beispiel, daß seine erste Frau 1945 verstorben ist, ebenso daß seine Töchter in Schloßberg verstorben sind. Erst danach durfte mein Vater wieder heiraten. 1950 hat er dann nochmals geheiratet, damit ich versorgt bin. Seine zweite Frau, welches jetzt ja meine Stiefmutter wurde, war selber Witwe. Ihr Mann ist 1945/46 im Oderbruch verstorben. Beide hatten sich schon gekannt, denn bevor mein Vater die Fischerei gepachtet hat, hatte er im Oderbruch eine Siedlung übernommen. Nach der Heirat wohnten wir erstmals noch in der Maxseesiedlung, da zu der Zeit mein Vater bereits die Fischerei gepachtet hatte.

Zu der Zeit, als ich in der Landwirtschaft tätig war, gab mein Vater die Fischerei auf. Auch auf das Drängen meiner Stiefmutter wurde in Schönfelde bei Fürstenwalde nochmals eine Siedlung übernommen. 1951 mußte ich dann beim Bauern aufhören, um auf der Siedlung meines Vaters mit zu helfen. Da auf der Siedlung auch eine Sollerfüllung erfordert wurde, die Siedlung jedoch für drei Personen nicht genug abgeworfen hat, habe ich das Elternhaus wieder verlassen. Auf der Suche nach Arbeit führte mich mein erster Weg wiederum nach Buchholz bei Fürstenwalde zu dem Bauern, bei welchen ich schon einmal tätig gewesen bin. Leider hat er mich nicht einstellen können. So suchte ich in diesem Dorf weiter. Ein Bauer hätte mich gerne genommen. Da ich mich aber ummelden mußte und dazu hätte nach Müncheberg gehen müssen, habe ich einen ganz anderen Weg eingeschlagen.

So führte mich der Weg nach Potsdam und Brandenburg, wo ich in der Maschinen-Traktorenfabrik wegen Arbeit nachgefragt habe. Als ich auch dort keine Arbeit erhalten habe, blieb mir keine andere Wahl, als nochmals in die Landwirtschaft zu gehen. So landete ich bei einem Bauern in Wesendahl bei Werneuchen. Dies war zu der Erntezeit des Jahres 1952. Danach wurde ich wieder arbeitslos, deshalb wollte ich wieder zurück nach Schönfelde, um auf der Siedlung meines Vaters mitzuhelfen. Bei meiner Ummeldung in Werneuchen wurde mir der Vorschlag unterbreitet, ich könnte mich doch zur K.V.P. melden = Kasernierte Volkspolizei. Ich habe zugestimmt.

So wurde ich nach Prenzlau in die Uckermark geschickt. Bei der dortigen Vorstellung bekam ich eine Absage. Der Grund dafür war, daß ich auf dem rechten Auge blind bin. So wurde mir dort gleich der Vorschlag unterbreitet, ob ich kein Interesse hätte, in den Dienst für Deutschland einzutreten. Dieses war eine Organisation, welche für den Barackenbau der Kasernierten Volkspolizei zuständig war. Habe mich dann bei der Organisation in Pasewalk melden müssen. Mein Standort war Eggesin, Torgelow und Pasewalk. Mein Dienst war der Barackenbau. Untergebracht waren wir in den Wäldern um Eggesin herum. Wir lebten in Zelten, ob Jungen oder Mädchen, bis in den Winter 1952/53.

Der Barackenbau hatte Vorrang für die Kasernierte Polizei. Ich selbst war zuletzt beim Wachkommando in Pasewalk stationiert. Ende März 1953 wurde diese Organisation wieder aufgelöst.

Der Barackenbau war beendet. Nach meiner Entlassung aus dieser Organisation ging mein Weg wieder zurück nach Schönfelde auf die Siedlung meines Vaters. Da mein Vater der Partei angehörte und in der Gemeinde auch nicht schweigen konnte, hatte sich die Situation so zugespitzt, daß uns Ende März nur noch die Flucht in die Bundesrepublik übrig blieb.

Der erste Weg führte uns nach Westberlin, mit der Bahn ab Fürstenwalde bis Erkner, danach mit der S-Bahn bis in den Westen von Berlin. In Westberlin wurden wir dann zwecks Aufnahme in ein Lager gebracht. Drei Wochen mußten wir im Lager bleiben, bis wir mit englischen Militärmaschinen in die Bundesrepublik (Hannover) geflogen wurden. Von dort ging es gleich mit dem Zug weiter über Augsburg bis in das Durchgangslager Altenstadt bei Schongau, Bayern. In diesem Lager wurde man für die einzelnen Bundesländer aufgeteilt.

Wir wurden dem Land Nordrhein - Westfalen zugeteilt. Dadurch kamen wir nach fünf Wochen in das Lager, das ein Hauptdurchgangslager war: Es war das Lager in Massen bei Unna. Dort wurden wir wieder neu aufgeteilt in die einzelnen Städten oder Dörfern. Mußten aber vier Wochen noch im Lager bleiben, bis wir der Stadt Neheim-Husten zugewiesen wurden. Dort wurden wir in einer Halle einquartiert, welche extra für uns ankommenden Flüchtlinge von der Stadt beschlagnahmt wurde. Es war die Stadthalle oder auch die Schützenhalle. Diese Halle wurde in einzelne Kabinen unterteilt, damit jede Familie ihre eigene Wohnstätte hatte. Dieses geschah am 17. Juni 1953, am Tage des Volksaufstandes in der DDR.

In dieser Stadt hatten wir nun unsere neue Heimat gefunden, hier wurden wir nun Bürger der Stadt Heheim - Husten und Bürger der Bundesrepublik. Meine Zeit in dem Lager war von kurzer Dauer. Wir wurden in der Stadt registriert und als neue Bürger angenommen. Über das Arbeitsamt bekam jeder, der arbeitsfähig war, eine Arbeitsstelle. Ich ging wiederum in die Landwirtschaft für zwei Jahre nach Toßwinkel, Schloß Höllinghofen. Nach zwei Jahren begab ich mich wieder in die Stadt, wo ich eine Arbeitsstelle im Baugewerbe gefunden habe. Im Winter wurde ich arbeitslos, in der Zeit suchte ich mir eine neue Arbeitsstelle. Diese fand ich dann in einem Sägewerk, mit Kistenfabrikation. Leider wurde ich im Winter auch dort arbeitslos Wegen hoher Schneelage wurde das Sägewerk stillgelegt.

So begann nochmals die Suche nach einen neuen Arbeitsplatz. Dieser wurde dann in einem Aluminiumwerk gefunden. Dort war ich dann tätig bis Ende Mai des Jahres 1965. Danach habe ich die Stadt verlassen und bin nach Süddeutschland gezogen.

In der Zeit in Meheim-Husten habe ich geheiratet, obwohl ich noch recht jung war. Der Grund der Heirat war meine Stiefmutter. Sie war der Meinung, ich sei jetzt alt genug, um mir eine Frau zu suchen, sie hätte es nicht mehr nötig, mich zu bewaschen und zu beköstigen. So wurde 1959 zum ersten Mal eine Ehe geschlossen, die aber leider nur drei Jahre gehalten hat. Aus dieser Ehe stammen zwei Kinder, welche heute in Baden-Württemberg und Nordrhein-Westfalen wohnen. Da ich 1962 geschieden wurde, lernte ich bei einem Urlaub 1964 in der Schweiz meine zweite Frau kennen. Damit war mein Entschluß gefallen, dass ich nach Süddeutschland ziehen werde. Dieses geschah dann im Jahre 1965.

Meine neue Arbeitsstelle war dann in der Chemiebranche. Hier war meine Tätigkeit bis zu meiner Pensionierung im Jahre 1993. Jetzt wohne ich als wohlverdienter Rentner im eigenen Reihenhaus in Haltingen.

31. Dezember 1999

Paul Tollkühn

Die Badische Zeitung hat am 12.1.2005 sein Schicksal beschrieben. Hier der Text:

Viel auf Flucht erlebt -jetzt arbeitet er die Vergangenheit auf Einzelschicksal, das doch typisch ist: Paul Tollkühn trägt Unterlagen über seine ostpreußische Heimat zusammen und plant Vorträge / Verlag zeigt Interesse

WEIL AM RHEIN-HALTINGEN (db). Drei Reisen in die alte Heimat Ostpreußen hat Paul Tollkühn, der seit 1967 in Haltingen lebt, bislang unternommen. Über seine Erlebnisse und die Entwicklung des Landstrichs von damals bis heute plant er, in naher Zukunft Vorträge zu halten. Allein über 200 Dias hat er mittlerweile zusammengestellt. Auch ein Verlag zeigt bereits Interesse an seinen biografischen Aufzeichnungen.

Seit seiner Pensionierung beschäftigt er sich intensiver mit dem Thema, recherchiert und trägt Material zusammen, um die Erinnerungen für die nachkommenden Generationen zu erhalten. Sein Bericht ist ein bewegendes Zeitzeugendokument darüber, wie man sich als Kind auf der Flucht durchschlagen musste, um am Leben zu bleiben. „Meine Geschichte ist ein Einzelschicksal“, sagt Paul Tollkühn, „aber es ist auch vielen anderen Kindern ähnlich ergangen.“

Aufgewachsen ist Paul Tollkühn, der 1934 geboren wurde und fünf Schwestern hatte, auf der Insel Spohr im Kreis Samland bei Königsberg, eingebettet zwischen den Flussläufen der Pregel. Der Vater betrieb eine Fischerei. Zur Schule gingen er und die Geschwister zu Fuß ins sechs Kilometer entfernte Löwenhagen.

Im Laufe des Zweiten Weltkriegs rückte die Front immer näher. „Wir konnten das Dröhnen der Geschütze hören“, erinnert sich Paul Tollkühn. „Uns Kinder hat das nicht weiter gestört, weil wir nicht wussten, um was es geht. Das Wort Krieg hatte für uns keine Bedeutung.“ Mit der Bombardierung von Königsberg änderte sich dies schlagartig. Von Januar 1945 an waren die Menschen auf der Flucht vor den russischen Truppen, dabei starb zunächst eine Schwester, dann auch die Mutter an Unterernährung und Entkräftung. Für Paul Tollkühn und seine Geschwister folgten Aufenthalte in Kinderheimen, wo jedoch zwei weitere Schwestern starben und die dritte in ein Krankenhaus kam.

Später gelang dem Kind die Flucht über die Grenze von Ostpreußen nach Litauen. Er wohnte zunächst bei einem Pfarrer und kam dann bei Landwirten unter. 1949 kam der nun Dreizehnjährige

von Litauen per Sammeltransport mit anderen Kindern zurück nach Deutschland, fand dort seinen Vater wieder und lebte ab 1953 mit ihm und der Stiefmutter in der Bundesrepublik.

1992 kam Paul Tollkühn zum ersten Mal wieder zurück in die alte Heimat und hat natürlich nichts mehr so vorgefunden wie es einmal war. Gemeindehaus und Schule waren abgebrannt, da, wo die Kirche stand, befinden sich heute nur noch Ruinen und ein Ententeich. Auf der Insel Spohr steht schon längst kein Haus mehr. Aber Paul Tollkühn hat einen Ziegelstein von früher gefunden, das Andenken an ein früheres Zuhause, das ihn noch immer bewegt.